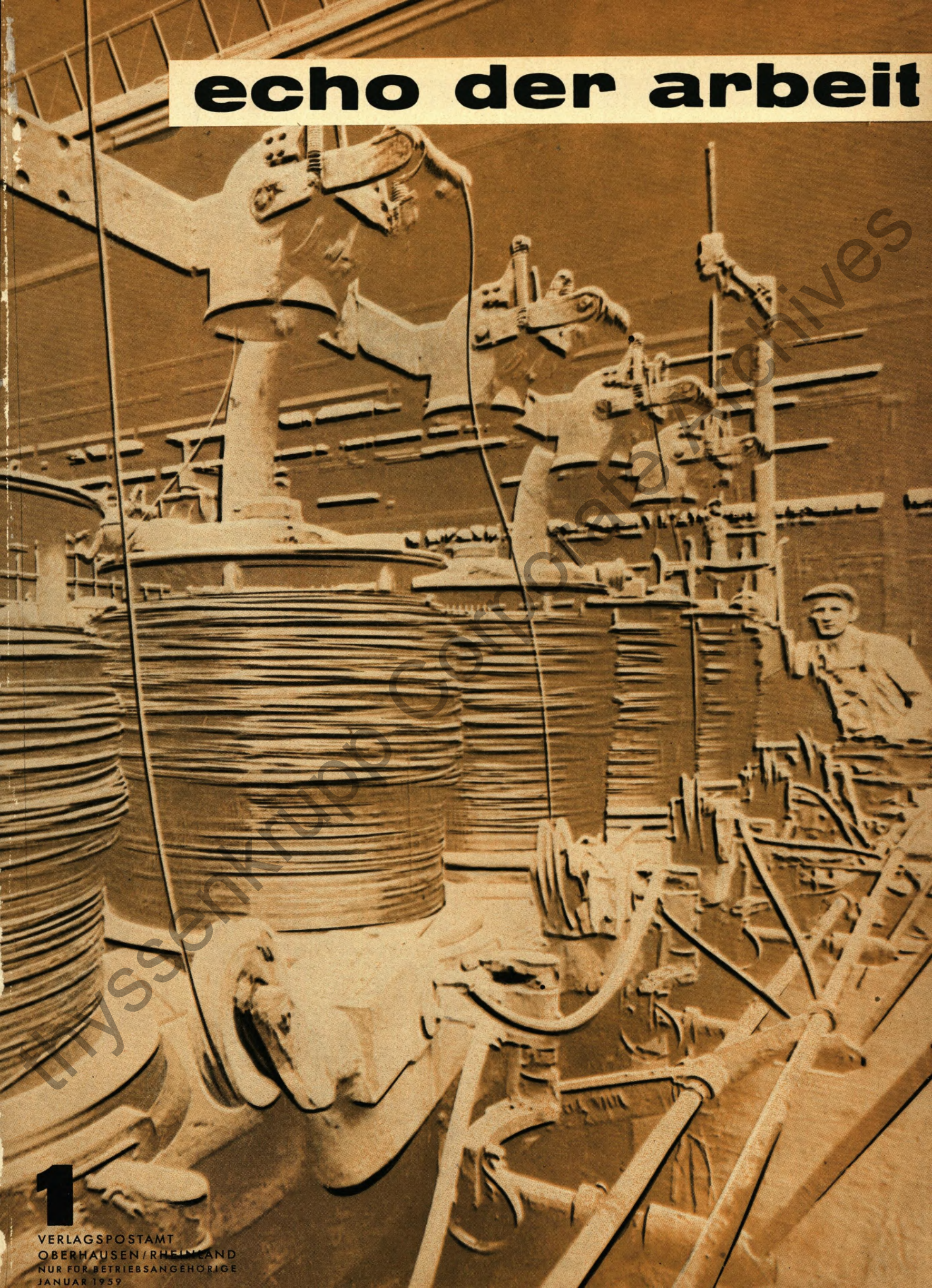


echo der arbeit



1

VERLAGSPOSTAMT
OBERHAUSEN/RHEINLAND
NUR FÜR BETRIEBSANGEHÖRIGE
JANUAR 1959

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen AG
 Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger
 Redaktion: Karl-Heinz Sauerland und Rainer Bockhorst
 Oberhausen (Rhld.), Essener Straße 66
 Telefon: 24531 — Nebenstellen 2347 und 4267

ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatlich
 erscheinende Werkzeitschrift der Hüttenwerk
 Oberhausen Aktiengesellschaft.
 Die Zustellung erfolgt kostenlos.

Herstellung: Vereinigte Verlagsanstalten
 Oberhausen (Rhld.)
 Klischees: Vignold, Essen

Beiträge, die mit dem Namen des Verfassers
 gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors
 und nicht unbedingt die der Redaktion dar.

AUS DEM INHALT:

Gelsenkirchen brach alle Rekorde
 Zwei neue Mitarbeiter im Arbeitsschutz
 Wertvolle Ideen in die Tat umsetzen!
 Die Lage im letzten Quartal
 Wie wohnt man im Hochhaus?
 Sind unsere Neubauwohnungen zu teuer?
 Der Helm gehört auf den Kopf
 EO II als Filmkulisse
 Die Sache mit der Pause
 Sprachrohr der Belegschaft
 Hannes verlor eine Wette
 HOAG-Chronik
 So lacht der Stahlwerker in England

UNSER TITELBILD zeigt die Mehrfach-
 Grobziehmachine des Stahldrahtzuges in unserem
 Werk Gelsenkirchen. Die auf den ersten Blick
 eigenartig anmutende Wirkung des Bildes ist nicht
 etwa auf Fehler im Filmmaterial zurückzuführen,
 unser Fotograf hat vielmehr sein Bild nach einer
 moderneren Auffassung in der Fotografie bearbeitet.
 Erst in der Dunkelkammer entstand durch
 Übereinanderkopieren von Positiv und Negativ
 die Reliefwirkung.

Lieber Leser!

Eigentlich wäre es einmal interessant, festzustellen, wie viele Leser auf den ersten Blick merken, daß mit der Werkzeitung eine kleine Veränderung vor sich gegangen ist. „Hm, die sind jetzt ganz und gar verrückt geworden, schreiben den Titel klein; dann sind da noch so'n paar Kinkerlitzchen, der blaue Streifen auf der zweiten Seite, schmalerer Satzrand...“ Nun, wir haben versucht, uns etwas einfallen zu lassen, um der Zeitung auch rein äußerlich eine etwas flottere Note zu geben. Ob wir damit richtig liegen, hängt nicht zuletzt von der Gunst unserer Leser ab. Doch wenn man dem amerikanischen Zeitungsverleger William R. Hearst glauben darf, dann werden die meisten Leser sich irgendwelchen Veränderungen in der Aufmachung „ihrer“ Zeitung, sofern diese nicht gerade von umwälzender Natur sind, kaum bewußt. Sicherlich aber hat es in der Vergangenheit tausendfach solche Veränderungen gegeben. Von heute auf morgen bestimmt nicht immer gleich erkennbar. Und doch werden uns die Unterschiede sofort ins Auge springen, wenn wir unseren heutigen Zeitungen solche aus den dreißiger oder zwanziger Jahren gegenüberhalten, ganz zu schweigen von den Druck-Erzeugnissen aus der „guten alten Zeit“, der Zeit vor dem ersten Weltkrieg. Das ist nicht etwa in der Hauptsache zurückzuführen auf die verbesserten drucktechnischen Möglichkeiten. Vielmehr ist jede Zeitung — und das gilt auch für die Werkzeitschriften — ein lebender Organismus, dessen Inhalt wie äußere Aufmachung geprägt werden vom Zeitgeist.

Da haben wir also den grafischen Ausdruck des Titels geändert. Womit keineswegs gesagt werden soll, daß wir die bisherige Titel-Typographie als „alten Zopf“ abtun. Wir haben in erster Linie nach einer neuen Ausdrucksmöglichkeit gesucht, die nicht nur modern, sondern auch typographisch ästhetisch sein sollte. Was die Kleinschreibung anbelangt, so hat die Ständige Konferenz der Kultusminister in einem Reformvorschlag zur Rechtschreibung empfohlen, in Zukunft nur noch den Anfang eines Satzes und die Eigennamen mit einem großen Anfangsbuchstaben zu schreiben. Gewiß wollen wir uns nicht zu Aposteln für die Kleinschreibung machen, zumal da ein Zeitungstitel in die Kategorie der Eigennamen fällt und deshalb ohnehin groß geschrieben werden müßte. Wenn wir trotzdem neuerdings unser „echo der arbeit“ klein schreiben, so wollen wir damit keineswegs die Deutschlehrer auf die Palme treiben oder an Grundsätzlichkeiten rühren, vielmehr geht es uns um den grafischen Effekt.

Immerhin haben wir damit an ein Thema gerührt, das wirklich wert ist, einmal behandelt zu werden, denn es wird allerhöchste Zeit, daß das in der deutschen Rechtschreibung wild wuchernde Gestrüpp endlich einmal gelichtet wird. Niemand wird behaupten wollen, in Sachen Groß- und Kleinschreibung sei alles in bester Ordnung, nur geistig Minderbemittelte kämen nicht mit. Selbstverständlich wird kein Volksschüler „seinem Lieben freunde Einen brief Schreiben“; aber wie viele geistig „Hochgebildete“ werden auf Anhieb unterscheiden können zwischen „Malerei grau in grau“ und „Malerei in Grau“, zwischen „kehrtmachen“ und „Kehrt machen“, zwischen „weiteres senden“ und „Weiteres mitteilen“, zwischen „Im finstern tapen“ und „im Finstern umhertappen“? Von solchen und anderen höchst willkürlichen Regelungen strotzt der Duden geradezu. Und wenn fehlerhafte Groß- und Kleinschreibung strafbar wäre, hätten die allermeisten von uns — aller Bildung zum Spott! — schon hinter Schloß und Riegel gesessen. Selbst wir, die wir als Redakteure tagtäglich in engstem Kontakt mit der deutschen Rechtschreibung stehen, würden hiervon nicht verschont geblieben sein.

Aber das nur nebenbei. Worauf es uns ankommt, ist vielmehr, auf eine Umgestaltung unseres Zeitungsgesichtes aufmerksam zu machen. Im großen und ganzen wollen wir weiterarbeiten wie bisher. Dabei wollen wir jedoch versuchen, mehr und noch bessere Bilder zu bringen. Das Bild hat nämlich längst aufgehört, lediglich eine ornamentale Existenz in der Zeitung zu fristen; es ist zu einem integrierenden Bestandteil der neuzeitlichen Publizistik, es ist zur Nachricht selbst geworden. Das Bild — das ganz aus der Situation heraus geschossene, nicht das antiquierte der gestellten „Bitte-recht-freundlich“-Pose —, das ist, worauf wir es abgesehen haben. Selbstverständlich wird das Bild nicht das geschriebene Wort verdrängen. Vielmehr geht es uns darum, daß sich das bei modernen Zeitungen und Zeitschriften üblich gewordene sinnvolle Nebeneinander von Wort und Bild auch in unserer Werkzeitschrift durchsetzt.

Wenn wir bisher in erster Linie vom „Make-up“ unserer Werkzeitschrift gesprochen haben, so soll das beileibe aber nicht bedeuten, daß nun Inhalt durch Aufmachung ersetzt werden soll. In Ausgabe 20/58 haben wir uns „in eigener Sache“ zu Wort gemeldet, um zur gesellschaftspolitischen Situation der Werkzeitschriften schlechthin einiges zu sagen. Die in diesem Zusammenhang erwähnten Grundsätze werden nach wie vor Richtschnur für unsere Arbeit sein. Die Aufmachung soll dabei nur ein Hilfsmittel sein — eben um des besseren Lesbar-machens vom Äußeren her.

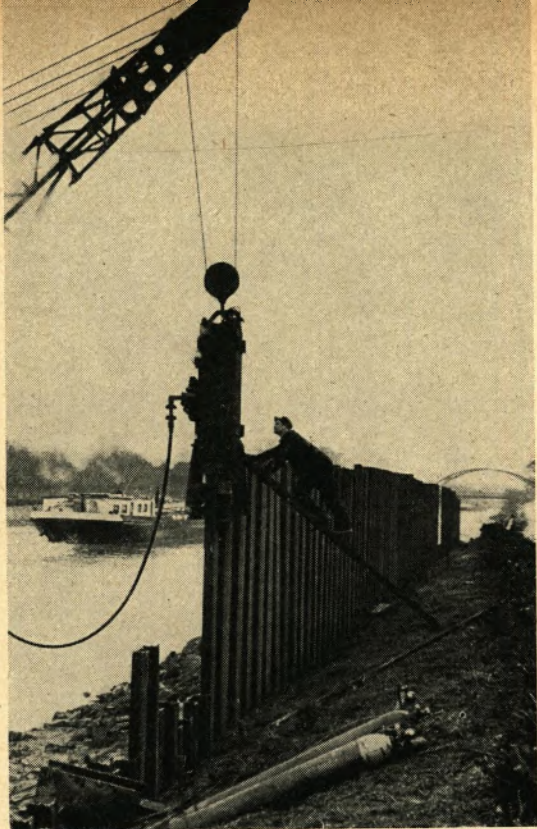
„Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“ — das ist das Lebensgefühl, das den Wächter im „Faust“ auf den Turm geführt hat und sein Auge hell und wach hält. Ein Funke dieses Empfindens muß in jedem Journalisten glühen, auch in jedem Werkspublizisten, wenn er seine Aufgabe erfüllen will. Ohne die Leidenschaft am Beobachten, ohne die Lust, dem Menschen bei seiner Arbeit im Betrieb immer wieder zu folgen, ist unsere Aufgabe verfehlt.

Nach diesen mehr oder weniger allgemeinen Feststellungen nun wieder zurück an den Ausgangspunkt unserer Betrachtung. Wir haben also unser „echo der arbeit“ in ein abgeändertes Gewand gekleidet. Wir hoffen, daß wir damit „ankommen“. Es liegt an den Lesern, zu entscheiden, ob wir damit reicher geworden sind oder ärmer. Oder sollte William R. Hearst recht behalten, daß eben die meisten Leser eine Veränderung auf Anhieb kaum bemerken?

Mit den besten Grüßen

Ihre

Redaktion „echo der arbeit“



Mit sehr viel Schneehat der Winter fast pünktlich zum Jahresbeginn seinen Einzug gehalten und das Land an Rhein und Ruhr in Weiß gehüllt. Unser Bild zeigt den tiefen Schnee, ein Kinderparadies, vor der Kulisse von EO I.

Ein Bild zur Stahlverwendung: Am Rhein-Herne-Kanal wird eine Spundwand gerammt. Diese Arbeit ist deshalb erforderlich, weil das Gelände des Kaisergartens an verschiedenen Stellen bis unter den Wasserspiegel des Kanals abgesunken ist. Die Spundwand ist wasserundurchlässig und soll in Zukunft verhindern, daß der Garten unter Wasser steht.

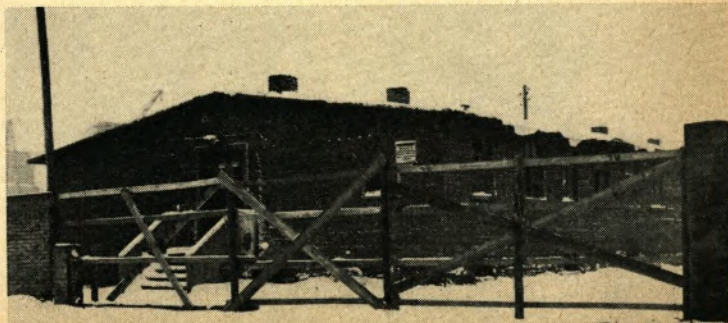


Die Treppenhauser der neuen Hauptverwaltung an der Essener Straße sind nicht schwenkbar, so daß die Scheiben zum Putzen nur jeweils von innen oder außen zugänglich sind. Die Reinigung von innen macht keine Schwierigkeiten. Von außen sind die Umstände größer und erfordern einen „Fahrstuhl“. Unser Bild wurde von innen aufgenommen.

Schnappschüsse



Dank den intensiven Bemühungen der Stadt ist das Lager Zementwerk endgültig aufgelöst worden. Seine Bewohner wurden in andere Stadtteile umgesiedelt. Über die Räumung, die bereits zu Weihnachten vollzogen war, berichteten wir ausführlich in Nr. 16 der Werkzeitschrift. Sobald eine Familie ausgezogen war, wurde die Wohnung zerstört, damit sie nicht wieder belegt werden konnte. Unsere Bilder zeigen Ausblicke auf abgerissene Baracken und den versperrten Eingang zu dem ehemaligen Lager.



Gelsenkirchen brach alle Rekorde

Zum erstenmal überhaupt ereignete sich im Monat Dezember im Werk Gelsenkirchen nur ein einziger meldepflichtiger Unfall. Das bedeutet eine Unfallhäufigkeit von nur 0,6 auf 1000 Versicherte und damit die niedrigste Unfallquote, die jemals in einem Werk der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft registriert worden ist. Dieser einmalige Erfolg beweist, daß Führungskräfte und Belegschaftsmitglieder des Werkes Gelsenkirchen alles darangesetzt haben, die Unfallzahlen entscheidend herabzudrücken. Unser Bild unten zeigt ein Plakat mit der Aufforderung an alle Belegschaftsmitglieder, im Dezember ohne Unfälle durchs Ziel zu gehen. Wenn dieses Ziel auch nicht gänzlich erreicht werden konnte, so stellt der Rekord der Gelsenkirchener Mitarbeiter deshalb doch eine Einmaligkeit dar.

Weiterhin kann berichtet werden, daß die Betriebsunfälle insgesamt um 3,6 Prozent zurückgegangen sind. Obwohl im allgemeinen die Wegeunfälle in den Werken angestiegen sind, ergab sich für das Werk Gelsenkirchen keine Steigerung. Bei der Betrachtung dieser günstigen Ergebnisse darf nicht unerwähnt bleiben, daß neben der Belegschaft die Unfallvertrauensmänner sowie die Mitglieder des Betriebsrats-Unfallausschusses verstärkt mitgearbeitet haben und durch wertvolle Hinweise mithalfen, die Arbeitssicherheit zu erhöhen.

Abschließend sei noch festgestellt, daß der durch Unfälle verursachte Krankenstand im Dezember 0,33 Prozent aufwies, eine Zahl, die ebenfalls in dieser geringen Höhe im Werk noch nicht erreicht worden ist. Es dürfte durchaus möglich sein, durch aktive Mitarbeit aller Betriebsangehörigen die Unfälle im Jahre 1959 weiter zu senken. Hoffen wir, daß uns das in gemeinsamer Anstrengung gelingen wird!

Marks, Gelsenkirchen



Zwei neue Mitarbeiter im Arbeitsschutz

Zur Jahreswende nahmen fast gleichzeitig zwei neue Mitarbeiter in der Abteilung Arbeitsschutz ihre verantwortungsvolle Tätigkeit auf. Wir stellen beide neben der üblichen Erwähnung in der HOAG-Chronik auch noch mit einem Foto vor, damit sie den Mitarbeitern bekannt werden, mit denen sie in Zukunft Hand in Hand arbeiten werden. Unser Bild zeigt Sicherheitsingenieur Manfred Horz, dem die Bereiche Blechwalzwerk, Feineisenstraße und Zementwerk übertragen worden sind. Horz war nach seinem Studium an der Ingenieurschule Gießen mehrere Jahre als Betriebsingenieur und Konstrukteur in der Eisen- und Stahlindustrie tätig. In den vergangenen drei Jahren wirkte Ingenieur Manfred Horz bei den Buderus'schen Eisenwerken in Wetzlar an der Lahn als Sicherheitsingenieur. Hier sammelte er Arbeitsschutzerfahrungen, die er jetzt — wir wünschen ihm Erfolg — in unseren Betrieben einsetzen wird.

Die Betreuung des Betriebsbereiches Neu-Oberhausen in arbeitsschutztechnischer Hinsicht liegt seit dem 1. Dezember 1958 in den Händen von Sicherheitsingenieur Heinz Hoyer. Dipl.-Ing. Hoyer hat in vielen Jahren seiner Tätigkeit das besondere Augenmerk auf die Sicherheit am Arbeitsplatz gerichtet. Nach dem Studium an den Technischen Hochschulen in Darmstadt und Stuttgart war Dipl.-Ing. Hoyer mehrere Jahre Betriebsleiter in der Maschinenindustrie. Umfangreiche Kenntnisse und Erfahrungen in der Unfallverhütungsarbeit erwarb sich Hoyer während einer langjährigen Tätigkeit als Aufsichtsbeamter einer Berufsgenossenschaft. — Wir wünschen den beiden neuen Mitarbeitern in unserem Arbeitsschutz, Dipl.-Ing. Heinz Hoyer und Ingenieur Manfred Horz, daß es ihnen gelingt, den in Oberhausen erreichten günstigen Stand der Unfallzahlen mit Erfolg nicht nur zu halten, sondern immer weiter zu verbessern.

Wertvolle Ideen in die Tat umsetzen!

Jedem von uns kommen gute Ideen. Leider werden sie von den meisten nicht richtig beachtet und bald wieder vergessen. Das ist aber ein großer Fehler, denn Ideen sind Geld wert. Wenn man schon gute Ideen hat, dann muß man auch danach greifen, um sie in die Tat umzusetzen.

Es gibt so viel, was noch besser funktionieren könnte, noch besseren Schutz bei der Arbeit gewähren würde, wenn mit Hilfe einer kleinen, aber wertvollen Idee eine Verbesserung durchgeführt werden könnte.

Ideen sind eine gute Kapitalanlage. Viele Kollegen haben das schon erkannt, sie reichten ihre Verbesserungsvorschläge zur Bewertung ein. Es sind sogar eine ganze Reihe von Mitarbeitern darunter, die schon mehrfach ihre guten Ideen verkauft haben.

In den Monaten November und Dezember erhielten folgende Mitarbeiter aus Oberhausen und Gelsenkirchen Geldprämien für ihre Mitarbeit am betrieblichen Vorschlagswesen:

Zunächst in Oberhausen: Adolf Aigner, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke, und Hans Thielert, Block- und Profilwalzwerke: Änderung der Anstellung der Unterwalze an der 850-er Straße; Helmut Jordan und Fritz Meier, Stahlwerksnebenbetriebe: Entleerungsvorrichtung für Fäs-

ser; Werner Keune und Ewald Reich, Maschinenbetriebe Stahl- und Walzwerke: Arbeiterleichterung bei Reparatur der Schwingschere der Konfißstraße; Helmut Koitz, Grobblechzurichterei, Beschleunigung der Signierung von Blechen; Georg Stocklohsa, Maschinenbetrieb Dampfkraftwerk: Verwendung pneumatischer Entleerungsapparate an den Sammeltrichtern im Dampfkraftwerk; Johannes Friedrich, Abteilung Verkehr: Verbesserung an Dieselloks.

Und in Gelsenkirchen: Hugo Wiesen-berg, Eisendrahtzug: Verwendung von weichen Eisenbacken für Arbeiten am Bullblock und Verwendung einer Haltvorrichtung beim Sägen von Baustahldraht; Georg Assmann, Baustahl: Anbringung eines Leitarmes am Haspel zur Vermeidung von Schrottanfall; Robert Thiesbürger, Labor: Verwendung eines Winkelhebels beim Knoten von Stacheldraht; Eduard Cynthia, Verzinkerei: Anschweißung eines Bolzens an Verzinkungsapparaten; Heinrich Knaut, Elektromagazin: Spulen für Emplexschläuche; Hubert Dombrowski, Elektrowerkstatt: Einbau eines Hilfsschalters.

Für die prämierten Verbesserungsvorschläge wurden in den Monaten November und Dezember in Oberhausen und Gelsenkirchen insgesamt 940 DM ausbezahlt.

Betriebslage: Die Produktion der eischaffenden Industrie in der Montanunion ist im vergangenen Jahre erstmalig seit dem Jahre 1953 zurückgegangen. Die Rohstahlerzeugung betrug 57,9 Mill. t, davon wurden 26,2 Mill. t in der Bundesrepublik und im Saarland hergestellt. Gegenüber dem Jahre 1957, in dem 59,8 Mill. t Rohstahl erzeugt werden konnten, bedeutet dies einen Rückgang um über 3 Prozent. Das Jahresergebnis wurde besonders beeinflusst durch die Erzeugungszahlen des letzten Quartals, in dem es in Deutschland wie im gesamten Montanunionsbereich zu weiteren Produktionseinschränkungen infolge der mangelhaften Auftragslage kam.

Im Hüttenwerk Oberhausen konnte es auch in den vergangenen drei Monaten vermieden werden, Entlassungen auszusprechen und Kurzarbeit einzuführen. Jedoch waren wegen der starken Verschiebungen in der Auftragslage der einzelnen Walzerzeugnisse wiederum in größerem Maße vorübergehende Umsetzungen von Betriebsangehörigen an andere Arbeitsplätze notwendig, da es an einzelnen Walzenstraßen zu zeitweiligen Stillständen und zu Veränderungen der Schichtenzahl kam. Besonders ungünstig war die Lage der beiden Grobblechstraßen, bei denen, trotz einer Reduzierung der Walzzeit von fünf auf drei Schichten, im Dezember ein Stillstand von einer Woche eingelegt werden mußte. Weitere Stillstände wegen fehlender Aufträge gab es in diesem Quartal an der 750er-Straße, an der Feinblechstraße und an der Mittelblechstraße. An der 550er-Straße wurde im Dezember die 3schichtige Arbeitsweise wieder eingeführt, jedoch ist diese Erweiterung der Schichtenzahl nicht bedingt durch einen besonders günstigen Auftragsstand, sondern durch die Vielzahl der verschiedenen Profile und Abmessungen, die ein häufiges Umbauen der Walzen notwendig machte. An der Feinstrasse und an der Drahtstraße konnte während des gesamten Quartals 3schichtig durchgearbeitet werden, dabei kann die Auftragslage für Walzdraht sogar als gut bezeichnet werden.

In Anpassung an den Walzstahlbedarf wurde ab Oktober ein weiterer SM-Ofen stillgesetzt, so daß augenblicklich nur sieben von zehn Öfen in Betrieb sind.

Die Roheisenerzeugung betrug im vierten Quartal 1958 insgesamt 324 215 t. Gegenüber dem gleichen Quartal des Vorjahres, in dem rd. 358 000 t erzeugt werden konnten, bedeutet dies einen Rückgang um rd. 34 000 t oder um etwa 9,5 Prozent.

Die Erzeugung der Stahlwerke ging ebenfalls sowohl gegenüber dem Vorjahre als auch gegenüber dem vorhergehenden Quartal beträchtlich zurück. In den Monaten Oktober bis Dezember konnten insgesamt 371 486 t Rohstahl erzeugt werden, d. h. im Monatsmittel etwa 123 800 t. Im letzten Quartal des Kalenderjahres 1957 waren es dagegen 424 500 t (Monatsmittel 141 500 t) und im dritten Quartal 1958 402 500 t (Monatsmittel 134 200 t). Der Rückgang gegenüber dem Vorjahre betrug danach bei der Rohstahlerzeugung monatlich rd. 17 800 t oder 12,5 Prozent.

An Walzstahlprodukten einschl. der Gelsenkirchener Erzeugung wurden im vierten Quartal 273 223 t hergestellt, im Monatsmittel also 91 074 t. Im gleichen Quartal des Vorjahres betrug die Walzstahlerzeugung 314 184 t, Monatsmittel 104 728 t.

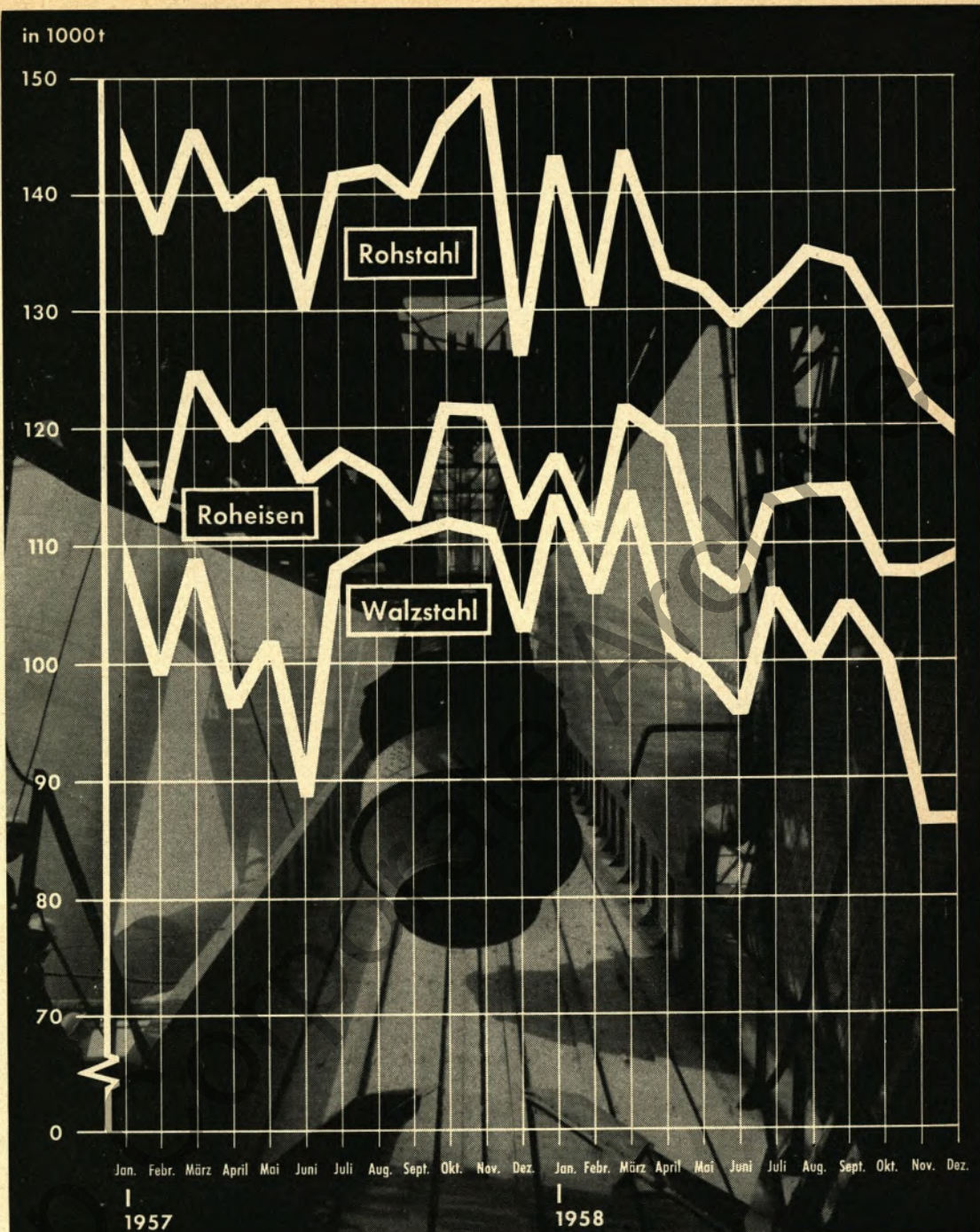
Der Gesamtversand an Walzstahlerzeugnissen betrug 278 159 t, so daß der Bestand an Fertigerzeugnissen in diesem Quartal sich um fast 5 000 t verminderte.

Die Zementherzeugung schwächte sich saisonbedingt etwas ab. Sie betrug im vierten Quartal 1958 86 400 t und lag damit um rd. 15 000 t unter der des vorhergehenden Quartals; gegenüber dem gleichen Zeitraum des Jahres 1957 konnte die Erzeugung jedoch um rd. 18 000 t gesteigert werden.

An Schlackensteinen wurden 16,7 Mill. Stück gegenüber 15,2 Mill. Stück im Vorjahre hergestellt.

Die Thomasschlackmühle wurde im Berichtszeitraum ebenfalls für eine Woche stillgesetzt. Trotzdem konnte die gesamte angefallene Thomasrohschlacke zu Thomasmehl verarbeitet und auch versandt werden.

Absatzlage: Das Auftragsvolumen an Walzstahl-Fertigerzeugnissen ging im Berichtsquartal gegenüber dem gleichen Vorjahreszeitraum infolge geringerer Bestellungen aus dem Inland und den Montanunionsländern zurück. Dieser Rückgang konnte durch den höheren Auftragselgang aus dritten Ländern, das sind Länder, die nicht zur Montanunion gehören, zwar gemildert, aber nicht ausgeglichen werden.



WO STEHEN WIR?

Die Lage im letzten Quartal

Bei den Lieferungen verlief die Entwicklung wie beim Auftragselgang. Da die Auslieferungen über den Auftragselgängen lagen, nahm der Auftragsbestand weiter ab. Er reicht bei Unterschieden in den einzelnen Erzeugnissen für eine Beschäftigung von etwas mehr als zwei Monaten.

In den kommenden drei Monaten wird wegen des anhaltenden Lagerabbaus bei Verbrauchern und Händlern der verbrauchsbedingte Bedarf im Auftragselgang aus dem Inland noch kaum zum Ausdruck kommen. Für eine Belebung der Nachfrage aus den Ländern des Gemeinsamen Marktes fehlen die Voraussetzungen. Der Nachfrageausfall aus dem Inland und den Montanunionsländern wird durch Aufträge aus dritten Ländern zum Teil ausgeglichen werden können.

Im Werk Gelsenkirchen konnte im Berichtszeitraum ein höherer Auftragselgang an Walzdraht und Draht verzeichnet werden; bei Drahtfertigerzeugnissen ergab sich ein Rückgang. Die Auslieferungen überstiegen das im vierten Quartal 1957 erreichte Niveau auf Grund des

gestiegenen Walzdrahtversandes, während die Lieferungen an Draht und Drahtfertigerzeugnissen zurückgingen.

Der vorliegende Auftragsbestand entspricht einer Erzeugung von vier bis sechs Wochen.

Versorgungslage: Die Bestände an Erzen und Koks konnten seit Ende September 1958 verringert werden, während der Bestand an Schrott noch leicht zunahm.

Der Ministerrat der Montanunion verweigerte am 25. 11. 1958 die erforderliche einmütige Zustimmung zum Plan der westdeutschen Stahlindustrie, der über den Ersatz des Schrottausgleichssystems durch ein Roheisenprämien-system eine bessere Ausnützung der Hochofenkapazitäten und eine Belebung des Koksabsatzes erreichen wollte, und zur Verlängerung des Schrottausgleichssystems in veränderter Form. Damit ist der Schrottmarkt seit dem 1. 12. 1958 frei.

Umsatz: Der Brutto-Fremdumsatz von Oberhausen und Gelsenkirchen betrug im vierten Quartal 1958 im Monatsdurchschnitt 53,8 Mill. DM.

WIE WOHNT MAN IM HOCHHAUS?

Anfangs waren die Meinungen sehr geteilt über das erste Wohnhochhaus, das für Arbeiter und Angestellte unseres Werkes an der Ecke Mellinghofer Straße und Königsberger Straße entstehen sollte. Der eine hätte für Geld und gute Worte nicht da hineinziehen wollen; der andere meinte, es müsse doch ganz modern sein, in einem neuzeitlichen und mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten Hochhaus zu leben. Inzwischen aber wuchs der Bau in die Höhe, und auch die Zahl derer, die sich bei unserer Wohnungsgesellschaft für eine Wohnung im neuen Hoch-



Im Parterre des Hochhauses hat sich ein praktischer Arzt eingerichtet, der für die Werkzeilung leider keine Zeit erübrigen konnte. Wir zeigen deshalb nur einen Blick ins Wartezimmer.



Auf dem Dach über dem Treppenhaus befindet sich die Waschküche mit modernen Wasch- und Trockenmaschinen. Großen Waschtag hat Frau Anneliese Brünken aus dem vierten Stock.



Die jungvermählten Eheleute Margret und Ewald Mels in ihrem Wohnzimmer im sechsten Stock. Ein Balkon gehört übrigens zu jeder Wohnung des achtgeschossigen Hochhauses.

haus eintragen ließen, schnellte empor. War das nun allein ein Zeichen für die noch immer herrschende Wohnungsnot? Oder waren die Bewerber fest davon überzeugt, daß sie sich als Bewohner des entstehenden Hauses auch wohlfühlen würden? Eine scharfe Trennung läßt sich hier selbstverständlich nicht ziehen; hört man aber die fast einstimmige Meinung der heutigen Hochhaus-Mieter, so gewinnt man die Überzeugung, daß sie nicht enttäuscht worden sind.

*

Weil wir dem Leben und Treiben im Hochhaus von Anfang an auf den „Grund“ gehen wollten, sind wir durch den Fahrrad- und Mopedkeller in das Haus gegangen. Georg Endlein aus dem ersten Stock machte gerade sein Moped fahrbereit. „Ein bißchen wenig Platz!“ meinte er und mußte drei Fahrräder und ein Moped an

die Seite schieben, ehe er mit seinem Fahrzeug den Keller verlassen konnte. Vom Abstellkeller gelangten wir in einen langen Gang. Links und rechts waren Brettertüren, hinter denen sich jeweils ein kleiner Raum befand. Es war nicht schwer zu erraten, daß hier für jeden Haushalt ein Verschlag abgeteilt worden war, in dem Wintervorräte untergebracht werden konnten. Ganz am Ende des Ganges war eine Tür offen. Sie trug die Nummer 24. Alfred Hubert aus dem sechsten Stock reparierte gerade sein Fahrrad. „Die Keller sind groß genug. Wir brauchen hier ja keine Kohlen und kein Brennholz einzukellern, weil das Haus eine Zentralheizung besitzt, was übrigens eine sehr angenehme Sache ist. Meine Frau hat in der Wohnung weniger Staub zu putzen, und für mich fällt zum Glück das leidige Kohlenschleppen weg. Profit für uns beide!“ — Am Heizungskeller kamen wir vorüber, als wir nach oben gingen, um uns im Hause selbst umzusehen.

*

Das Sonntagsvergnügen der fußballbegeisterten männlichen Hochhausbewohner sind die Spiele des Turnerbundes, auf seinem Platz an der Mellinghofer Straße.

Der erste Eindruck, den wir im Hausflur hatten: Das geht ja wie in einem Geschäft, Menschen kommen und



gehen. Die Haustür schwingt fast ohne Unterbrechung auf und zu. Wir sahen uns um, da fielen uns die Briefkästen ins Auge. Der Postbote war allem Anschein nach noch nicht da. Aber sicherlich wird hier die große Tasche des Zustellers jeden Tag um ein beträchtliches leichter. Später trafen wir den Beamten, der sehr viel Freude darüber zum Ausdruck brachte, daß man bei der HOAG so fortschrittlich war, ihm das Treppensteigen abzunehmen. Wir machten uns dann in Begleitung des Hausmeisters Hermann Dimmers — er wohnt ganz unten — auf den Treppenweg nach oben. „Könnten auch mit dem Fahrstuhl fahren“, meinte er. Doch wollten wir zunächst einmal alle Treppen laufen. Oben angekommen, war uns die Puste ausgegangen, und wir hatten gleichzeitig das nötige Verständnis für die Bedeutung des Sechs-Personen-Aufzuges gewonnen. Abwärts ließen wir uns jedenfalls fahren. Im dritten Stock „stieg“ Frau Hildegard Gerhards zu. Sie hatte ihren kleinen Sohn Joachim auf dem Arm. „Ich möchte hier nicht wieder ausziehen“, erklärte sie auf unsere Erkundigung, wie es ihr im Hochhaus gefalle. „Damit habe ich wohl Ihre Frage umfassend beantwortet!“ Der Aufzug übt übrigens auf Kinder eine große Anziehungskraft aus. Kindern ist aber die Benutzung ohne Erwachsene untersagt. Doch ist die Verlockung zu groß. Der Hausmeister mußte in kurzer Zeit zweimal eine Schar Jungen und Mädchen aus der Nachbarschaft vertreiben. Die Vorzüge des Müllschluckers erklärte uns im siebenten Stock Frau Elfriede Röder: „Was ein Haushalt an Abfällen bringt, das ist beträchtlich. Wir haben aber keine Öfen in den Wohnungen, also müssen wir doch irgendwohin damit. Das Müllproblem ist hier bestens gelöst. Klappe auf, hinein damit. Und im Keller fällt der ganze Abfall in Mülltonnen.“ Hausmeister Dimmers meinte dazu, daß man sich überhaupt keine Begriffe davon machen

Die Küchenabfälle wären für die Hausfrauen ein Problem, wenn es nicht die Müllschlucker in jeder Etage gäbe. Hier leert Frau Elfriede Röder den Abfalleimer.



Die Haussprechanlage soll verhindern, daß Unbefugte und Unerwünschte sich in das Haus einschleichen. „Wer ist dort, bitte?“ fragt Frau Gerda Kieseewetter freundlich.



Im Keller hat jeder Haushalt eine Abstellfläche für Wintervorräte. Alfred Hubert und sein Sohn Bernhard (sechster Stock) pflegen hier ihre Zweiräder.

„Ich bin froh über die Hausbriefkästen hier. Wenn ich von Stockwerk zu Stockwerk müßte“, sagte der zuständige Zusteller, „brauchte ich hier eine halbe Stunde.“

Der Müll fällt durch einen ventilierten Schacht in den Keller, wo Mülltonnen bereitstehen. Das Austauschen der vollen Tonnen gegen leere versteht der Hausmeister.



Aber Frau Kieseewetter braucht sich keine Sorgen zu machen, denn unten steht ihr Mann, der von einem Gang in die Stadt zurückkehrt. „Ich bin es!“ antwortet Oswald Kieseewetter.

Der Clou des Hauses ist der Aufzug. „Mit dem kleinen Joachim die drei langen Treppen bis zur Wohnung wäre zuviel für mich“, erklärte Frau Hildegard Gerhards.

könnte, wieviel Abfälle in einem Hause mit so viel Bewohnern durch den Müllschacht in den Keller herabfallen.

Frau Anneliese Brünken — aus dem vierten Stock — hatte Wäsche, aber nicht im Keller, sondern in der Waschküche auf dem Dach des Hauses. „Bequemer geht's nicht mehr“, sagte sie lachend. „Ich fahre mit der schmutzigen Wäsche rauf und bringe sie fix und fertig gebügelt wieder herab. Waschmaschine, Trocknmaschine, Bügelbrett, ist doch alles da!“

Die Wohnungen selbst haben wir bereits in Nummer 8/58 der Werkzeitschrift ausführlich beschrieben. Aber wie wohnt es sich darin? Frau Margret Mels im sechsten Stock sagte: „Man fühlt sich hier geborgen, wie es bei einer Wohnung sein soll. Der Außenstehende glaubt nicht, wie still es hier ist. Nicht einmal der Aufzug ist zu hören. Und dann sehen Sie sich einmal die Küche an. Nichts fehlt! Wir haben Hausantenne, Balkon, Sprechanlage. Also wirklich, was sollen wir uns mehr wünschen?“ Auch Frau Kieseewetter schätzte die Ruhe des Hauses. „Man hört weder die Nachbarn noch den Verkehr im Treppenhaus. Meine Befürchtung, daß man in diesem Hause nicht zur Ruhe kommt, hat sich glücklicherweise nicht erfüllt.“ — Im Erdgeschoß hätten wir gern noch den Arzt nach seiner Meinung über das Leben im Hochhaus gefragt, aber er hatte keinen Augenblick Zeit für uns.

Dann verließen wir das „hohe Haus“. Wir hatten den Eindruck gewonnen, daß hier viele zufriedene Menschen beieinanderleben. Wenn wir gefragt werden, ob uns eine Klage zu Ohren gekommen ist, würden wir lügen, wenn wir die Frage bejahten. Als wir an der großen Klingeltafel an der Haustür vorbeikamen, mußten wir uns sagen, daß bei einem solchen Anblick gewiß kein „Schellemännchen“ widerstehen kann.



Sind unsere Neubauwohnungen zu teuer?

Die an den Wohnkomfort gestellten Ansprüche sind bedeutend größer geworden

Wer in den Wochen um die Jahreswende durch die Wohngebiete unseres Werkes in Oberhausen, Essen-Frintrop, Gelsenkirchen und Walsum gekommen ist, wird wohl an jedem Tag Belegschaftsmitglieder getroffen haben, die dabei waren, die ihnen zugewiesenen Neubauwohnungen zu beziehen und einzurichten. Insgesamt sind es 193 Wohnungen, die im Monat Dezember bezogen werden konnten. Es ist daher kein Wunder, wenn das Thema „Miete“ wieder einmal Gegenstand vieler Unterhaltungen ist, sei es im Betrieb, auf dem Arbeitsweg, am Stammtisch oder bei den unausbleiblichen Besuchen nach Bezug einer neuen Wohnung.

Um unseren Belegschaftsmitgliedern im allgemeinen, insbesondere aber den Mietern unserer Werkwohnungen bzw. werksgeförderten Wohnungen, den Fragenkomplex „Miete“ überschaubarer zu machen, haben wir die Wohnungsgesellschaft Dümpten mbH. um die nachstehend veröffentlichte Abhandlung zu diesem Thema gebeten. Die folgende Betrachtung schrieb uns Geschäftsführer Willi Brinkmann.

Genau wie bei den meisten Verbrauchsgütern die Gestehungskosten für den Verkaufspreis maßgebend sind, so ist dies grundsätzlich auch bei der Vermietung einer Wohnung der Fall, obgleich im Wohnungsbau Besonderheiten zu berücksichtigen sind, deren Darstellung aber hier zu weit führen würde. Wenn nun die Miete für eine Wohnung sich nach den Kosten richtet, die bei der Erstellung angefallen sind, dann liegt auch in der seit einigen Jahren erfolgten erheblichen Steigerung der Baukosten die Antwort auf die Frage, warum die Mieten teurer geworden sind. Die amtliche statistische Nachweisung verzeichnet hierüber folgendes Bild:

Baukostenindex nach Punkten (1936 = 100)

1945	= 130
1950	= 191
1955	= 246
1956	= 255
1957	= 267
1958	= 278

Seit 1950 sind also die Baukosten um fast 50% gestiegen. Hierfür sind zunächst als Ursache die gestiegenen Löhne und Materialpreise zu nennen. Nicht unerheblich haben auch die gewachsenen Ansprüche auf Größe und Ausstattung der Wohnungen dazu beigetragen. Durchschnittlich gerechnet kostete 1950 die Erstellung einer 3 1/2-Raum-Wohnung mit damals 57 qm Wohnfläche und Bad etwa 15000 DM; 1958 dagegen etwa 25000 DM bei allerdings 68 qm Wohnfläche. Es ist selbstverständlich, daß die hierdurch notwendigen höheren Baudarlehen und damit auch höheren Zins- und Tilgungsleistungen sich auf die Mieten niederschlagen. Es sind aber nicht nur diese Kapitalkosten für die Höhe der Mieten verantwortlich, denn nach Bezug eines Neubaus entstehen noch weitere laufende Kosten, die als Bewirtschaftungskosten benannt, je nach Ausbau und Ausstattung verschieden anfallen. In der Regel setzen sich diese Kosten aus Aufwendungen für Abschreibungen, Verwaltung, Mietausfallwagnis, Betrieb und Instandhaltung eines Hauses zusammen. Darüber hinaus erhebt jede Gemeinde Grundsteuer. Auch die Gebühren für Müllabfuhr, Straßenreinigung und Kanalbenutzung, die in Ortsatzungen festgelegt sind, schlagen sich auf die Miete nieder.

Es ist logisch, daß auch diese Aufwendungen durch die Mieteinkünfte bezahlt werden müssen. Die Miete muß also wenigstens so hoch festgesetzt werden, daß sie alle Kosten und Aufwendungen deckt, oder in der Fachsprache ausgedrückt: Ertrag und Aufwand eines Hauses müssen gleich sein. Nach diesem Rechnungsverfahren würde sich für unser Bauprogramm 1958 eine durchschnittliche Kostenmiete von 2,75 bis 3 DM je Quadratmeter ergeben. Nun braucht kein Wohnungssuchender zu erschrecken; denn daß er nicht mit diesem Betrag belastet wird, dafür sorgt erstens das Land Nordrhein-Westfalen und zweitens das Werk, die durch zinslose Darlehen bis zur Gesamthöhe von etwa 65% der Baukosten sich an der Finanzierung beteiligen. Durch den Einsatz dieser zinsfreien Darlehen wird erreicht, daß die im Rahmen des sozialen Wohnungsbaues von der Behörde vorgeschriebenen Mietrichtsätze dennoch aus-

reichen, um Aufwendungen und Erträge auszugleichen. Die Wohnungen unseres Bauprogramms 1958 sind im Schnitt von der Bewilligungsbehörde des Landes auf 1,45 DM bis 1,50 DM festgelegt worden. Dabei handelt es sich aber um Wohnungen, die in qualifizierter Bauausführung erstellt und mit überdurchschnittlicher Ausstattung versehen sind. Die Wohnungen der Hochhäuser und des Sonderprogramms „Montanunion“ werden ausnahmslos zentral beheizt, haben zum größten Teil Einbauküchen, verfügen über automatische Waschanlagen, Müllschlucker, Aufzug, Sprechanlage usw., also eine Ausstattung, die allgemein erst in einigen Jahren üblich sein wird. Die Werksleitung und ihre Mitarbeiter haben den Mut gehabt, schon jetzt der fortschreitenden Wohnkultur zu folgen in der Überzeugung, daß die Mieter es schätzen werden.

Es dürfte in diesem Zusammenhang die Mieter aller kürzlich bezogenen Neubauwohnungen interessieren, daß mit Beginn des neuen Jahres das Land Nordrhein-Westfalen die Förderbestimmungen für den sozialen Wohnungsbau geändert hat. Um mit der dem Land für das Haushaltsjahr 1959 zur Verfügung stehenden 1 Milliarde DM Förderungsmittel 100000 Wohnungen bauen zu können, werden künftig weniger öffentliche Förderungsmittel je Wohnung zur Verfügung gestellt. Dieser Abbau der staatlichen Investitionen bedeutet einen ersten Schritt zur Überführung des Wohnungsmarktes in die Marktwirtschaft. Die für neue Bauvorhaben infolge des Mehrbedarfs an Hypothekennmitteln sich erhöhenden Kapitalkosten bedingen natürlich eine höhere Mietbelastung als bisher, die in der Spitze etwa 1,85 DM je Quadratmeter betragen soll. Gleichzeitig hat aber das Land Nordrhein-Westfalen die Gewährung von Aufwendungsbeihilfen angekündigt, die vor allem bei Mietern mit geringem Einkommen eine höhere Mietbelastung vermeiden soll.

Die Mieter der im Programm 1958/59 zu den alten Bedingungen errichteten oder noch im Bau befindlichen Wohnungen dürfen sich freuen, weil die vorgenannte Änderung der Wohnungsfinanzierung auf ihre Wohnungen keine Anwendung findet.

Der Helm gehört auf den Kopf

Vielleicht — so stellt sich die Frage — würden die beiden Belegschaftsmitglieder, die in den letzten Wochen mit ihren Motorrädern tödlich verunglückten, heute noch leben, wenn — ja: wenn — sie einen Sturzhelm getragen hätten. Diese traurigen Vorfälle waren dann auch Anlaß dafür, daß der Arbeitsschutz kürzlich einmal Stichproben machte, inwieweit die vor vier Jahren erlassene Anordnung noch befolgt wird, wonach ein Motorrad- oder Motorrollerfahrer sein Fahrzeug nur dann in einer der werkseigenen Unterstellhallen abstellen darf, wenn er mit einem Sturzhelm ausgerüstet ist.

Und siehe da — ein junger Kollege — barhäuptig! — schob seine Maschine am Pfortner vorbei in die Halle. Klarer Fall, er trug keinen Sturzhelm. Dabei war es ausgeschlossen, daß der Pfortner ihn nicht gesehen hatte. Also sprach der betreffende Mitarbeiter des Arbeitsschutzes den Fahrradwächter auf das vermeintliche Versäumnis an.

„Ich kenne meine Pappenheimer“, war die Antwort des Mannes, indem er auf den Kradfahrer deutete. „Passen Sie einmal auf, was jetzt kommt.“ Er ging auf den Kollegen zu, der eben sein Motorrad aufbockte, und fragte nach dem Sturzhelm. Dieser schaute den Fahrrad-

wächter zunächst einmal groß an, griff dann aber in die Tasche, die er vom Soziussitz losschnallte, und holte hervor — — — seinen Sturzhelm.

„Sehen Sie“, sagte der Fahrradwächter, „so ist das. Und dies ist nicht etwa ein Einzelfall. Es gibt einige Kollegen, die den Sturzhelm nicht als für ihre Sicherheit unbedingt notwendig betrachten, sondern ihn lediglich als Legitimation zum Einstellen ihrer Fahrzeuge in die Fahrradhallen in der Aktenmappe oder in der Satteltasche mit sich herumschleppen.“

Was soll man dazu sagen? Dickköpfe, das wissen wir, gibt es genug. Aber einem Sturz mit dem Motorrad hält in den meisten Fällen auch der dickste Schädel nicht stand. Man stelle sich nur vor: Da prallt einer bei einem Motorradunfall so richtig mit dem Schädel auf das Straßenpflaster. Wie wird er, wenn er später im Jenseits seine Lage überdenkt, sich ärgern, wenn er überlegt, daß er es eigentlich nicht nötig hätte, sich die Kartoffeln von unten anzusehen, wenn — ja: wenn! — er den Sturzhelm nicht in der Satteltasche, sondern auf dem Kopf getragen hätte. Wohin er ja auch schließlich gehört.

Chronicus





Die Sache mit der Pause

Die Pause? — Sie ist längst reklamereif, das wissen wir. Trotzdem nehmen wir sie oft nicht recht ernst. Dabei hat sie es faust-dick hinter den Ohren. Überdies ist sie studiert worden, und die Entdeckungen, die man dabei gemacht hat, sind weitgehend ausgewertet worden. Auch von der Industrie, die ihre Folgerungen aus den Ergebnissen der Wissenschaft gezogen hat. Nur die Schaffenden selbst nehmen oft die Pause so hin wie vieles, was auf sie zukommt. Sie wird weder genügend geachtet noch in ihrer eigentlichen Bedeutung gewürdigt. Dabei wäre sie es wert, nicht nur während, sondern auch nach der Arbeit.

*

Das Kuriose an ihr ist nämlich, daß sie nicht nur wirkt, sobald sie da ist, und auch nicht nur hinterher, sondern sogar weit vorher, d. h. noch bevor sie eingetreten ist.

Das will weder dem Mathematiker noch dem Techniker in uns ohne weiteres einleuchten. Plus und Minus sind für ihn feststehende Größen. Zieht man die Pause von der Arbeitszeit ab, so fehlen die Minuten der Pause nach der landläufigen Meinung nicht nur an der Arbeitszeit, sondern auch an der Leistung. Exakte Experimente des Max-Planck-Instituts für Arbeitsphysiologie in Dortmund haben aber Resultate ergeben, die der nur mathematisch-technischen Rechnung und damit der rein naturwissenschaftlichen Kausalität widersprechen. Sie ergaben überraschenderweise, daß die Einschaltung einer Pause z. B. bei dreistündigem Rechnen sich nicht erst nach der Pause, sondern bereits vorher in der Leistung auswirkt.

*

Diese Wirkung hat eine Wurzel in der Vernunft und eine zweite im Gefühl. Nach einer gewissen Zeit der Erprobung der ihm aufgetragenen Arbeit reguliert der Schaffende seinen Kräfteeinsatz so, daß er den von ihm verlangten Arbeitseinsatz durchhalten kann. Er überschlägt gleichsam zugleich sein Arbeitspensum und seine Kraft und setzt sie zueinander in das rechte Verhältnis. Kann er nun mit einer bestimmten Erholungspause rechnen, wird er sie in seine Berechnung auch mit einkalkulieren. Er schlägt dann von vornherein ein schnelleres oder intensiveres Arbeitstempo an, denn er gleicht jetzt nicht mehr einem Langstreckenläufer, der sofort auf langsames Durchhaltetempo geht, sondern eher einem Kurzstreckensprinter, der weiß, daß er sich nach einer intensiven Leistung in einer Pause wieder erholen kann.

Interessanter eigentlich noch als diese vernunftmäßige Einkalkulation der Pause, die auf die vorhergehende Arbeitsstrecke einwirkt, ist ihre gefühlsmäßige Wirkung auf die vor der Pause liegende Leistung. Die zu erwartende Pause läßt die Arbeitsstrecke bis zur Pause leichter und erträglicher erscheinen, als sie vielleicht in Wirklichkeit ist. Schon ihre Erwartung mindert oder neutralisiert gefühlsmäßige Hemmungen oder Abneigungen gegenüber der zu bewältigenden Arbeit und hebt jene Eintrübungen der Stimmung und des Gemütes weitgehend auf, die jeder kennt, der auf staubiger, schier endlos vor ihm liegender gerader Straße von Meter zu Meter verdrossener einhermarschiert.

Der Nutzeffekt liegt auf der Hand. Arbeitsgeschwindigkeit und Leistung können auf dem Wege der Pause gleichzeitig erhöht werden, ohne daß auch die Müdigkeit im gleichen Maße steigt. Die Industrie hat das ebenso zu nutzen gewußt wie die Väter der Arbeitszeitverkürzung in ihren Argumenten. Schon die Erfahrungen mit den verlängerten Arbeitszeiten im ersten Weltkrieg hatten gezeigt, daß in neun Stunden Rüstungsarbeit nicht mehr erzeugt wurde als in der normalen Achtstundenschicht. In der Frage vernünftiger Arbeitszeitverkürzung und Einführung der Pause brauchen sich Industrie und Arbeiter also nicht die Köpfe einzurennen. Hier gibt es neben widerstreitenden auch durchaus gleichgerichtete Interessen.

Die Bereitschaft, das zur Verfügung stehende Kräftemaß auszugeben, ist beim Schaffenden größer, sobald die Pause und die verkürzte Arbeitszeit von ihm mit in Rechnung gestellt werden kann, vor allem dann, wenn er nicht allzusehr an das Takttempo einer Maschine oder eines fließenden Bandes gebunden ist. Aber selbst dann läßt sich ein Weg finden, erhöhte Leistungsbereitschaft und Bandtempo neu aufeinander abzustimmen.

Je weiter man allerdings in die Vielfalt der einzelnen Arbeitsweisen, -methoden und -anforderungen eindringt, desto vielfältiger müßte freilich auch die hier nur grob angedeutete Generallinie variiert werden. Da gibt es grobe und feine Unterschiede bei Schwerarbeit, leichter, geistiger und Frauenarbeit. Uns mag genügen, daß sich nach den Untersuchungen der Wissenschaftler Pausen und Arbeitszeitverkürzungen — im Prinzip hier das gleiche — ins Vorhinein auswirken, weil der Mensch sich verstandesmäßig wie gefühlsmäßig auf die Einschaltung der Arbeitspausen einstellt und sie damit zu einer weit größeren Wirkung bringt, als es rein rechnerisch zu erwarten wäre.

*

Damit ist aber auch die psychologische Führung des Menschen im Betrieb von seiten der Werksleitung und die eigene Führung des Menschen während und nach der Arbeit in der Freizeit als wichtiges Thema angeschlagen. Die alte Frage bleibt in neuer Form: Wieweit bleiben eigene Führung und Führung des Menschen von oben bestimmt vom Wohl des Menschen und wieweit versucht sich nur einseitige Kalkulation mit Mensch und Leistung durchzusetzen?

*

Wer kennt nicht die Geschichte von dem Mann, der nicht gern Bohnen aß und der sich bei jeder Bohnenmahlzeit einen Korn eingoß, den er sich selbst als Belohnung zusprach für die schnelle Vertilgung der Bohnen. Hatte er die Bohnen vertilgt, betrog er sich am Schluß selbst, indem er angesichts des leeren Tellers den Schnaps wieder in die Flasche zurückgoß.

Etwas von diesem Mann ist in uns allen, im einzelnen wie in den Gremien der Industrieplanung. Wo die reine Kalkulation und eine Zweckpsychologie zur Selbst- oder Fremdausnutzung des Menschen einsetzt, da fängt auch das Unglück des Menschen und die Gefahr für ein menschenwürdiges Leben an.

Mit freundlicher Genehmigung des L. Schwann Verlages

EO II als Filmkulisse

Eine Hamburger Filmgesellschaft hatte ihren Aufnahmestab mit Regisseur Helmut Käutner und den Schauspielern Hardy Krüger, Ingrid Andree und Peter van Eyck an die Emser nach Oberhausen entsandt. Hier im Schatten der nach Käutners Worten imposanten Industrieanlagen sollten Teile des Films „Der Rest ist Schweigen“ gedreht werden. Käutner und sein Stab arbeiteten mehrere Tage in Oberhausen, und die große Filmkamera surrte im Park des Werksgasthauses, auf der Essener Straße am Pfortnerhaus des Tores 3 und an Klothes Brücke. Der entstehende Film wird in Anlehnung an das klassische Hamlet-Thema über das Schicksal einer Industriellenfamilie im Ruhrgebiet berichten. Unsere Bilder wurden während der Dreharbeiten gemacht. Oben steht Hardy Krüger vor dem Spiegel und bereitet sich für die nächste Einstellung vor. Unten ein Blick auf ein Gerüst mit einem gewaltigen Scheinwerfer, der die für einen Augenblick durchbrechende Sonne ersetzen mußte. Bild rechts: Helmut Käutner (mit Hut) und sein Kameramann Igor Oberberg besprechen mit der zierlichen Ingrid Andree die nächste Szene. Die Proben haben gut geklappt, beim nächsten Mal läuft die Kamera, das weiß Ingrid. Das letzte Bild stellt noch einmal Hardy Krüger dar, der aus dem Ausland (natürlich im Film) in die Heimat an der Ruhr zurückkehrt.



Sprachrohr der Belegschaft

Wie entstand diese Farbwirkung?

Unsere Weihnachtsausgabe der Werkzeitung habe ich nicht nur allein gelesen, sondern auch der recht zahlreiche Besuch, der über die Feiertage bei uns war. Ich will nun mit meinen Zeilen keine Kritik üben; denn ich habe ja kaum Ahnung vom Fotografieren und erst recht nicht von Farbaufnahmen. Wir alle, unser Besuch, meine Frau und ich, rätselten aber am Titelbild herum.

Was fotografiert worden ist, geht eindeutig aus der Aufnahme hervor. Auch die Lichtschlangen rechts unten bieten weiter keine Rätsel. Wir gehen doch nicht fehl, wenn wir annehmen, daß das Bild eine Zeitaufnahme ist? Während das Objektiv der Kamera geöffnet war, schob sich eine Lokomotive ins Bild, deren zurückfahrende Lichter sich auf dem Film abzeichneten. Die Lokomotive selbst ist ja als graugrüner Schatten noch zu sehen.

Aber verwunderlich mutet uns die Farbwiedergabe an. Wie mit einem Linealstrich werden die Farben Rot und Grün getrennt. Ich kann mir nicht vorstellen, daß auf Zeche Jacobi grüne Neonröhren Verwendung finden. M. K., Hochöfen

Anm. d. Red.: Das Zusammenspiel der Farben auf dem Titelbild unserer Weihnachtsausgabe ist wirklich außergewöhnlich. Sie haben richtig erkannt: Es handelt sich um eine Zeitaufnahme. Um Ihnen

aber in bezug auf die Farben des Bildes eine zuverlässige Auskunft geben zu können, haben wir die Agfa-Photofabrik Leverkusen um eine Erklärung gebeten: „Agfacolor CT 18 (mit diesem Film ist die Aufnahme gemacht worden) ist als Tageslichtfilm auf eine Farbtemperatur von 5500 Grad Kelvin abgestimmt und übertreibt damit die Wirkung des warmen Feuerscheins. Die Farbe des Leuchtstoffröhrenlichtes entspricht etwa der Farbe des Tageslichtes — für das menschliche Auge. Leuchtstoffröhren haben aber kein kontinuierliches Spektrum und damit auch keine echte Farbtemperatur. Dies bedeutet, daß der Farbfilm unter Umständen etwas anderes „sieht“ als unser Auge. So erklärt sich auch das grüne Licht, das durch den fast kompletterfarbigen roten Nachthimmel noch gesteigert wird. Eine gleichmäßige Farbwiedergabe wäre wahrscheinlich erzielt worden, wenn in den Lampen nicht HNT-sondern HNW-Leuchtstoffröhren gewesen wären und wenn für die Aufnahme Agfacolor-CK-Film verwendet worden wäre. Aber auch so ist die Aufnahme sehr interessant und wirkungsvoll und ein Beweis dafür, daß nicht immer das technisch Vollkommene bildmäßig gut wirken muß.“

Arbeitszeitregelung für Angestellte

Am 1. 1. 1959 wurde für die Angestellten einschließlich aller Führungskräfte (Betriebsbüros ausgenommen), mit der Einführung der 44-Stunden-Woche, die Mittagspause auf 30 Minuten festgesetzt. Bis zu diesem Zeitpunkt waren es 45 Minuten. Die neue Regelung, die versuchsweise für 3 Monate gilt, als Dauerregelung einzuführen, halte ich aus verschiedenen Gründen für unverantwortlich.

1. Wer in den Angestellten neben ihrer Verwendbarkeit als Arbeitskräfte auch

noch Menschen sieht, die gesund und leistungsfähig bleiben wollen, evtl. über das 65. Lebensjahr hinaus, wird diese Pausenregelung ablehnen.

2. Wer diese Menschen nicht ständig zur Unehrlichkeit verleiten will, indem sie

werden soll. Eine genaue Einhaltung der Arbeitszeit mit ihren Pausen muß in einem Betrieb, besonders in einem Großbetrieb, verlangt werden.

Diese Pausen aber müssen so eingerichtet sein, daß sie ihren Sinn erfüllen. Der Sinn aber ist die Erhaltung der Gesundheit und Leistungsfähigkeit durch Entspannung.

Zwischen einer Arbeitszeit von 4 1/2 und 4 Stunden (bei vielen Angestellten auch häufig länger) 30 Minuten zur Einnahme des Mittagsbrottes aufwenden zu dürfen

DRK dankt den Blutspendern

Wir möchten nicht versäumen, Ihnen recht herzlich dafür zu danken, daß Sie uns in so entgegenkommender Weise und mit so großer Aufgeschlossenheit innerhalb Ihrer Werksbelegschaft mit der Durchführung einer Blutspendeaktion unterstützten, dank deren wir vielen Schwererkrankten und Verletzten in unserem Lande Hilfe bringen konnten.

Wir bitten unseren Dank auch allen denen zu übermitteln, die uns bei der Vorbereitung und Organisation der Blutspendetermine in so hilfsbereiter Weise geholfen und sie zu so schönen und vorbildlichen Erfolgen geführt haben.

Sie haben damit ein Gemeinschaftswerk unterstützt, das in zahlreichen Fällen lebensentscheidend helfen konnte.

Unser ganz besonderer Dank aber gilt den zahlreichen Werksangehörigen, die sich in so selbstloser Weise, oft schon zu wiederholtem Male, unserem Hilfswerk zur Verfügung stellten.

In der Hoffnung, auch weiterhin der vollen Unterstützung unserer guten Sache durch lebenswürdige Mithilfe gewiß zu sein, zeichnen wir mit den besten Wünschen

Dr. med. Weis

eine zu kurze Mittagspause um ein „stilles Viertelstündchen“ im Büro unerlaubter Weise verlängern, der wird diese Pausenregelung ablehnen.

Es bedarf keiner Ausführungen, daß hier nicht der Unordnung das Wort geredet

(von Mittagessen kann kaum noch gesprochen werden) ist eine Regelung, die in keiner Weise dem natürlichen Tagesrhythmus entspricht. Damit dient eine solche Regelung nicht dem Menschen. Mir ist der Wunsch vieler Angestellter nach einem frühen Arbeitszeitende voll verständlich. Dieses frühe Arbeitszeitende jedoch, das sich nur in Viertelstunden ausdrücken kann — die Dienstzeit kann jedoch auch um 7 3/4 Uhr beginnen — vielleicht mit Lebensjahren bezahlen zu müssen, kann weder im Interesse der Angestellten noch der Firma liegen. Selbst die Angestellten, die weder im Werks-gasthaus mit dem Blick auf den Sekunden-zeiger ihr Essen hinunterschlingen, noch diejenigen, welche Gelegenheit haben, nach Hause gehen oder fahren zu können, sollten nach Einnahme ihres Mittagsbrottes (von Mittagessen kann kaum . . . s. o.) eine kurze Ruhepause einlegen können, um zwischen der Arbeit des Vormittags und den Reststunden des Nachmittags, am Tiefpunkt ihrer täglichen Leistungskurve also, einmal ausspannen zu können.

Neben der Meinung der Personalabteilung, die zu dieser Frage bestimmt Stellung nehmen wird sowie den Stellungnahmen einiger Angestellter, die vielleicht nicht alle meiner Meinung sind, würde mich die Stellungnahme des Werksarztes zu dieser Frage sehr interessieren.

H. B., Hauptverwaltung

Anm. d. Red.: Die Personalabteilung gibt folgende Stellungnahme: Die neue Arbeitszeit ist zunächst einmal auf drei Monate befristet worden. Innerhalb dieser Zeit soll festgestellt werden, ob sie sich bewährt. Die Bewährung hängt in der Hauptsache von folgenden Punkten ab: 1. Konnte die gewünschte Pünktlichkeit eingehalten werden? 2. Ist die Mittagspause von 30 Minuten vom gesundheitlichen Standpunkt aus zuträglich? Zu der ersten Frage kann eine Stellungnahme noch nicht gegeben werden. Dafür ist die Frist zu kurz. Zur zweiten Frage: Nach unserer Kenntnis sind die Mediziner, Psychologen und Physiologen der Ansicht, daß eine Mittagspause von 30 Minuten bei einer Arbeitszeit von 8-17 Uhr gesundheitsschädlich ist. Das trifft um so mehr zu, wenn die Angestellten in dieser Zeit die mengenmäßig reichhaltige Mahlzeit im Werks-gasthaus einnehmen müssen. Für eine leichtere Kost dürfte die Zeit jedoch ausreichen. In der Praxis der übrigen Werke beginnt sich diese Meinung allmählich durchzusetzen. Zwei größere Hüttenwerke haben ihre Mittagspause bereits auf rund 40 Minuten verlängert. Ein medizinisches Gutachten über die Dauer der Mittagspause befindet sich in Vorbereitung. Es wird zu gegebener Zeit in der Werkzeitschrift veröffentlicht.

HANNES VERLOR EINE WETTE

Ein Dreiakt von Gerhard Lindemann, Feineisen-Zurichterei

I. Akt: Spätsommer 1958

Hannes: Guten Morgen, Willi!

Willi: Ah, guten Morgen, Hannes!

Hannes: Ich sah dich gerade da vorne herfahren, da habe ich einen kleinen Spurt eingelegt, so können wir zusammen zur Arbeit fahren.

Willi: Ja, der Weg wird kürzer, wenn man sich unterhalten kann.

Hannes: Immerhin ein schönes Stück mit dem Rad von Dümpten zur Arbeitssätte.

Willi: Vor allem bei dem Regen, wie heute wieder. Ist gerade kein Vergnügen.

Hannes: Aber das wird nicht mehr lange dauern; die Straßenbahnlinie soll jetzt ausgebaut werden, da kann man bei schlechtem Wetter mit der Bahn fahren.

Willi: Glaubst du an Märchen?

Hannes: Wieso Märchen? Was denkst du, wie die Straßenbahngesellschaft jetzt ranhauen wird!

Willi: Die hat Zeit!

Hannes: Im Gegenteil! Wo jetzt noch ein paar Jahren der Bau endlich beschlossen ist, geht das auch schnell.

Willi: Nee, mein lieber Hannes, da irrst du!

Hannes: Jeder Tag der Verzögerung ist doch Verlust; je eher die Bahn eingesetzt wird, desto eher haben die Verkehrsbetriebe Einnahmen.

Willi: Ja, so denkst du vielleicht, du bist ein Zugezogener; aber ich als Einheimischer muß das doch wissen. Die Bahn wird dieses Jahr nicht mehr fertig, laß dir das gesagt sein.

Hannes: Lächerlich, was du für eine Anschauung hast!

Willi: Wollen wir wetten?

Hannes: Bah, was spritzt das Wasser hier! Da werden einem die Füße vor oben naß. Wie die Pommersche Seenplatte aus der Vogelschau! Aber, wetten würde ich schon!

Willi: Ich mache dir einen Vorschlag. Für jeden Tag, den die neue Bahn vor Neujahr fährt, bekommst du von mir eine Mark, und für jeden Tag, den sie später eingesetzt wird, mußt du mir eine Mark geben.

Hannes: Mensch, bist du denn so reich, daß du dir das erlauben kannst? Die Bahnlinie ist doch bestimmt zum ersten Dezember oder früher fertig, es sind ja noch mehrere Monate bis dahin.

Willi: Abgemacht? Schlag ein!

Hannes: Ja, ich schlage ein.

II. Akt: Zwei Monate später

Willi: Guten Tag, Hannes, wieder auf dem Marsch zur Arbeit?

Hannes: Ja, jeden Tag dasselbe. Zum Glück im Augenblick mal ohne Regen.

Willi: Die neue Fahrbahn ist hier schön geworden, bei Regenwetter stehen hier keine Pfützen mehr.

Hannes: Ja, und da liegen schon Schienen und mehrere Haufen Steine. Sieh mal dort hinten, da sind schon eine Menge Arbeiter angetreten; was meinst du, was der Bahnkörper jetzt schnell fertig wird! Ich bedaure dich schon; du hättest nicht wetten sollen.

Willi: Ha, ha, von wegen eine Menge Arbeiter! Wo wir jetzt nahe heran sind, sieht man's: ein Menschaufplau! Sicher ein Verkehrsunfall gewesen. Guck mal dorthin, da stehen deine Arbeiter! Es sind drei Mann! Was meinst du, wenn das so weitergeht!

III. Akt: Ende Dezember 1958

Willi: Guten Abend, Hannes, haben wir heute wieder dieselbe Schicht?

Hannes: Ja, guten Abend, Willi. Weihnachten gut verlobt?

Willi: O ja, das kann ich wohl sagen, waren ein paar schöne Tage, hatten viel Besuch, und eine Menge Spaß gab's.

Hannes: Ich war die Tage nicht raus, und Besuch haben wir auch nicht gehabt. Zum Glück haben wir keinen Fernsehapparat. Es waren ein paar Tage der Ruhe und Besinnlichkeit.

Willi: Ja, du kannst lachen. Ende Januar haben wir wieder ein Fest, eine Hochzeit. Ich weiß nicht, wo ich das ganze Geld dafür hernehmen soll.

Hannes: Oh, da kann ich dir wohl helfen. Wenn ich so auf den Bahnkörper da neben uns sehe! Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß die Weihnachtsbeleuchtung hier auch noch nach den Feiertagen den Rand des Bahnkörpers zieren würde. Du machst mich noch arm! Aber Wettschulden sind Ehrenschulden.

Willi: Hannes, du tust mir leid. Ich mache dir einen Vorschlag, so ist uns beiden geholfen. Schieß mir 20 Mark vor, und den Rest, den dich die Wette kosten würde, streiche ich dir.

Hannes: Gemacht: Da fällt mir ein Stein vom Herzen. Du bist doch ein feiner Kerl! Du hast doch wenigstens mehr Mitgefühl mit mir als die Straßenbahngesellschaft mit ihren zukünftigen Fahrgästen.

Willi: Wie schön, wenn man schon diesen Winter bei Regen, Schnee und Kälte mit der Bahn fahren könnte!

Hannes: Und jetzt weiß ich auch den Unterschied zwischen der Bahn und einem Märchen.

Willi: Und der ist?

Hannes: Die Märchen beginnen: „Es war einmal.“ Bei der Bahn aber heißt es: „Es wird einmal!“

WERK OBERHAUSEN

Geburten:

2. 11.:
Willi Figas, Tochter Christa

26. 11.:
Günter Jansen, Sohn Rolf

27. 11.:
Heinz Schmidt, Sohn Uwe

1. 12.:
Eberhard Born, Sohn Oliver

2. 12.:
Hans Fechner, Sohn Jürgen; Wilhelm Heischkamp, Tochter Monika; Walter Rongen, Sohn Volker; Willi Scholten, Sohn Wolfgang

4. 12.:
Lothar Czellnik, Sohn Udo

6. 12.:
Heinz Kalthoff, Tochter Heike; Hans Wietecka, Tochter Petra

7. 12.:
Heinrich Passen, Sohn Michael; Heinz Schleusser, Sohn Marlin

9. 12.:
Max Bondzio, Sohn Frank; Theodor Bromkamp, Sohn Klaus

10. 12.:
Hermann Bergemann, Tochter Ulrike; Emil Feist, Tochter Ilona

11. 12.:
Gerhard Pospich, Sohn Uwe

13. 12.:
Ewald Reich, Tochter Dagmar

14. 12.:
K.-Heinz Kreuzer, Sohn Jürgen

15. 12.:
Horst Hagedorn, Tochter Birgit

16. 12.:
Otto Krüger, Söhne Klaus und Jürgen

19. 12.:
Gerhard Fengels, Sohn Ulrich; Günter Heuwinkel, Sohn Klaus; Peter Jonke, Sohn Uwe; Fritz Michaelis, Tochter Christa

20. 12.:
Karl-Heinz Otto, Tochter Ulrike; Friedrich Werthes, Tochter Bärbel

23. 12.:
Karl Schmidt, Sohn Hans-Dieter

24. 12.:
Rudolf Bacht, Sohn Thomas; Wilhelm Hüben, Tochter Bärbel

25. 12.:
Willi Dunkerbeck, Tochter Christa

26. 12.:
Günter Losekamm, Tochter Karin; Helmut Talkowsky, Tochter Christa

Eheschließungen:

22. 11.:
Karin Loer mit Ram Prakash Uberoi

28. 11.:
Horst Schmidt mit Ingeburg Kuhlewey

4. 12.:
Werner Simmteit mit Eleonore Hahn

6. 12.:
Hermann-Josef Dickmanns mit Anneliese Borchert; Willibald Drüppel mit Helga Merg; Walter Müller mit Renate Krammer

10. 12.:
Harry Hunold mit Marianne Janzen

11. 12.:
Helmut Küsters mit Anna-Maria Köther

HOAG - Chronik

12. 12.:
Herbert Remmele mit Margot Brykczynski

13. 12.:
Edmund Schulz mit Helga Tiedtke

16. 12.:
Heinrich Dünnwald mit Anna Mömerzheim

20. 12.:
Alfons Remmen mit Hannelore Döring; Ferdinand Schadowski mit Brigitte Schwarz

WERK GELSENKIRCHEN

Geburten:

1. 12.:
Karl Jakowski, Sohn Wolfgang

3. 12.:
Rudolf Langer, Sohn Günter

4. 12.:
Friedhelm Peine, Tochter Petra

6. 12.:
Ernst Freynik, Tochter Elvira

7. 12.:
Werner Schlechtendahl, Sohn Walter

8. 12.:
Manfred Gumienny, Sohn Wolfgang

13. 12.:
K. H. Neumann, Sohn Holger

20. 12.:
Hugo Böttcher, Tochter Heike; Wilhelm Hahn, Tochter Edeltraud

22. 12.:
Gerhard Jansen, Sohn Martin

24. 12.:
Günter Koball, Tochter Ursula

27. 12.:
Helmut Klein, Sohn Wolfgang

Eheschließungen:

27. 11.:
Kurt H. Henning mit Inge Ruschkowski

4. 12.:
Erwin Rachny mit Helga Böttcher

8. 12.:
Josef Sommerfeldt mit Lore Kiedrowski

9. 12.:
Günter Eiffert mit Helga Weiß

19. 12.:
Andreas Graf mit Margarete Unkel

23. 12.:
Herbert Stübbe mit Ursula Müller

30. 12.:
Franz-Josef Rebbert mit Renate Stapelmann

Neueinstellungen

1. 10. 58:
Ing. Karl-Heinz Ebbinghaus, Betriebsleiter, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke; Dipl.-Ing. Hans Fechner, Betriebsassistent, Hochöfen

1. 11. 58:
Dipl.-Ing. Hans-Dieter Knorth, Betriebsassistent, Werk Gelsenkirchen;

Johannes Schnitzler, Betriebsingenieur, Maschinenbetrieb Stahl- u. Walzwerke

1. 12. 58:
Dipl.-Ing. Heinz Heyer, Sicherheits-

ingenieur, Arbeitsschutz

15. 12. 58:
Dipl.-Ing. Reinhard Schweitzer, Betriebsassistent, Versuchsanstalt

40jähriges Dienstjubiläum:

Alfons Althaus, Elektrischer Betrieb

Karl Austermann, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke

Peter Brück, SM-Stahlwerke

Otto Enders, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke

Johannes Heinrich, Dampfkraftwerk

Heinrich Jung, Abteilung Verkehr

Michael Lohrenscheit, Eisenbahnwerkstatt

Stefan Polus, Hochöfen

Jakob Steck, Zementwerk

25jähriges Dienstjubiläum:

Paul Herrmann, SM-Stahlwerke

Franz Horwat, Kraftwagenbetrieb

Rudolf Jäger, Zementwerk

Paul Lipkau, SM-Stahlwerke

Anton Tomec, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke

Arnold Witzke, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke

Unsere Jubilare im Januar

29. 11.:
Heinrich Fränz, Pensionär

1. 12.:
Adolf Thomas, Pensionär

2. 12.:
Bruno Grenz, Blechwalzwerke

4. 12.:
Wilhelm Bertram, Pensionär;

Heinrich Hecker, Pensionär;

Max Noetzel, Maschinenbetrieb Stahl- und Walzwerke

6. 12.:
Johann Kreft, Pensionär

12. 12.:
Franz Eiserloh, Hochöfen; Karl Hoffmann, Pensionär

14. 12.:
Johann Maier, Pensionär

16. 12.:
Hermann Höpken, Walzendreherei

17. 12.:
Karl Kunz, Pensionär

18. 12.:
Friedrich Halley, Pensionär; Werner

Wiedenau, Walzwerke Zurichterei

20. 12.:
August Fenten, Pensionär

27. 12.:
Adolf Paust, Abteilung Verkehr; Konrad Riegelmann, Pensionär

29. 12.:
Paul Feistel, Pensionär

Sie gingen von uns



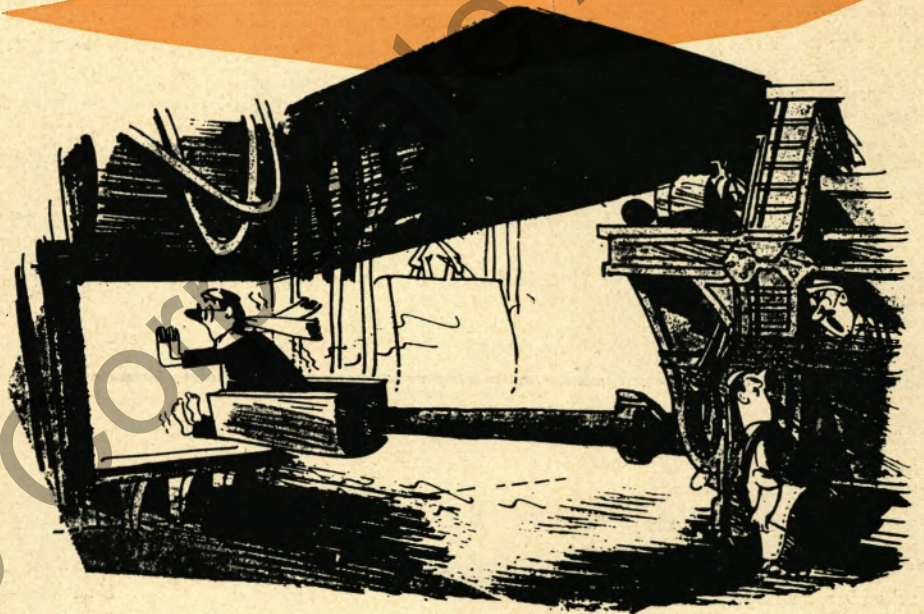
Um alles in der Welt! Hast Du den Abschneidemechanismus noch immer nicht klar?



Nach Feierabend aus Schrott gebastelt, mein Lieber. Doch warte nur, bis Du das Ding zu hören bekommst. Mein Einsatz kommt gleich.

SO LACHT DER STAHLWERKER IN ENGLAND

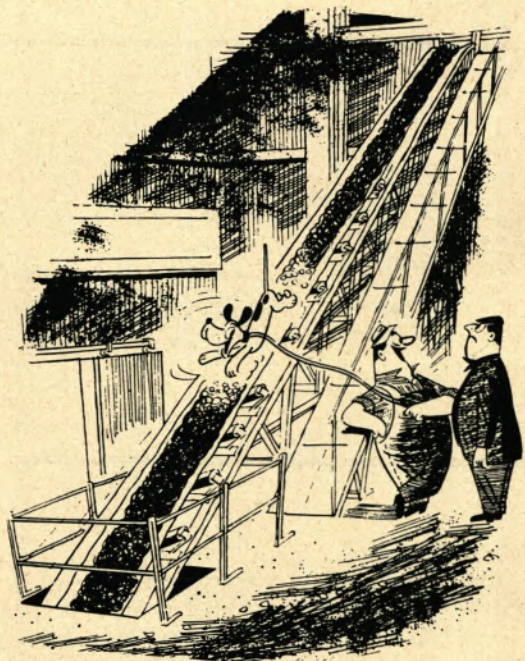
Der bekannte Zeichner Peter Probyn zeichnete diese Karikaturen für eine englische Werkzeitschrift. Sicherlich werden auch unsere Stahlarbeiter ihre Freude daran haben.



Er meinte, ihm sei heute furchtbar kalt.



Der ist von der Werkzeugung und konnte das natürlich nicht ahnen!



Die einzige Möglichkeit, ihm ein bißchen Bewegung zu verschaffen. Auf den Straßen ist es mir heutzutage zu gefährlich.